Sonntags-Beilage des Halle'schen Tageblattes.

Nr. 25. Sonntag, 17. Juni. 1888.

Ein frischer Trunk zur Sommerszeit.

Von H. Salchow.

[Nachdruck verboten.]

In dem Thal der Emsbach, im Regierungsbezirk Wiesbaden der preußischen Provinz Hessen-Nassau, fünf Meilen von Frankfurt und gegen 800 Fuß über dem Meeresspiegel, liegt der Ort Nieder-Selters, woselbst der weltbekannte alkalisch-muriatische Säuerling entspringt, der das unter dem Namen „Selterser" berühmte Wasser liefert, welches als Luxusgetränk und zu medizinischen Zwecken in jährlich ca. vier Millionen Krügen und Flaschen nach allen Erdtheilen versendet wird. In der That ist das Selterswasser ein überaus angenehmes Getränk, namentlich während der heißen Sommerszeit und es fehlt infolgedessen in allen größeren Städten nicht an Anstalten, welche, wie andere Mineralwässer, auch dieses künstlich nachbilden. Es hat diese Fabrikation künstlicher Mineralwässer in unserer Zeit eine hohe Stufe der Vollkommenheit erlangt und eine Ausdehnung gewonnen, wie man sie in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts noch nicht kannte, wenn auch Versuche in jener Hinsicht schon im vorigen Säculum gemacht worden sind. Denn obwohl sich bereits damals viele, darunter Männer wie Friedrich Hoffmann und Bergmann, mit der Nachbildung der Mineralquellen beschäftigten, blieben die Bestrebungen doch ziemlich unvollkommene Versuche, bis die analytische Chemie durch Davy, Berzelius und andere einen plötzlichen Aufschwung nahm. In Deutschland aber gelangte die Nachbildung der Mineralwässer erst durch den Arzt und späteren Besitzer der Salomonisapotheke zu Dresden, den am 9. Mai 1781 zu Neustadt bei Stolpen geborenen Dr. med. Friedrich Adolf Struve auf eine hohe Stufe der Vervollkommnung.

Im Jahre 1805 ging derselbe von der praktischen Medizin zu den ihm mehr zusagenden chemischen Studien über, und als ihn 1808 eine mit Unterleibsstörungen verbundene Lähmung der unteren Gliedmaßen, durch einen Unfall bei Darstellung der Blausäure hervorgerufen, zum Besuch von Marienbad in Böhmen nöthigte, faßte er hier zuerst den Gedanken zur Nachbildung der Mineralquellen. Aufs eifrigste setzte er seine hierauf bezüglichen Untersuchungen, welche zunächst auf Beantwortung der Frage: „auf welchem Wege entstehen in der Natur die sogen. Mineralquellen?" hinzielten fort, als seine Verhältnisse eine Durchführung der Brunnenkuren an Ort und Stelle ihm nicht mehr gestatteten und er in dem Gebrauch versendeter Wasser Ersatz suchen mußte, wobei es ihm nicht entging, daß die Verluste, welche die Mineralwässer bei der Versendung erlitten, höchst bedeutende seien. Unablässig strebte Struve nun danach, Präparate herzustellen, die die natürlichen Quellen in ihrer unzersetzten Beschaffenheit vollständig ersetzen könnten, und unterwarf zu diesem Zwecke auch die damals in Deutschland und Frankreich benutzten künstlichen Wässer einer sorgfältigen Prüfung und genauen Zerlegung. Aus diesen ging überall auf das Entschiedenste hervor, daß die künstlichen Mineralwässer nur, wie Struve sich ausdrückt, die gröberen Züge ihrer Originale wiedergaben, die feineren aber vernachlässigten, ja meistentheils nicht einmal alle Bestandtheile, welche die chemische Untersuchung ermittelt hatte, enthielten. Nach langer Arbeit war Struve endlich im Jahre 1817 so weit gelangt, daß er glaubte, die Ergebnisse seiner vielen und mühsamen Vorarbeiten nunmehr praktisch verwerthen zu können. Sein schöner, bald darauf so vielen Tausenden geöffneter Garten in Dresden wurde im Sommer des genannten Jahres zum Sammelplatze einer Anzahl von Freunden und Bekannten, die durch ihre Gesundheitszustände auf Brunnenkuren angewiesen und mit den Wirkungen der natürlichen Quellen zum Theil wohlbekannt waren: zu gleicher Zeit veranlaßten sich für die Sache interessirende Aerzte auch arme Kranke zum Gebrauch der Brunnen. Der Erfolg war ein glänzender und es ward nun zur Einrichtung von derartigen Anstalten im großen geschritten: 1820 erfolgte die Eröffnung einer solchen in Dresden, 1822 in Leipzig, 1823 in Berlin u. s. f. Im Jahre 1825 ging Struve nach England, um auch dort das Unternehmen zu verbreiten, fand daselbst die bereitwilligste Aufnahme und Förderung, das Royal German Spaa zu Brighton wurde gegründet, und in rascher Folge entstanden dann gleiche Anstalten in Königsberg, Warschau, Moskau, Petersburg, Köln, Hannover, Breslau, Frankfurt a. M., Odessa, Riga. Als Struve am 29. Sept. 1840 zu Berlin verstarb, war der Werth der künstlich nachgebildeten Mineralwässer allgemein anerkannt.

Die praktischen Vortheile, welche der Gebrauch derselben in ungemein vielen Fällen gewährt, haben die Benutzung derselben auch während der letzten Jahre in hohem Grade gesteigert. Der ursprüngliche Zweck, den Patienten die weiten Badereisen zu ersparen und denjenigen, welchen Mittel, Zeit und Kräfte dazu fehlen, die Möglichkeit einer in der Heimath ausgeführten Kur zu gewähren, ist freilich durch Einführung der Eisenbahnen wesentlich in den Hintergrund getreten, aber in mancher Hinsicht doch auch geblieben. Der Arzt kann die Wirkung dieses oder jenes Brunnens auf einen seiner Patienten erst vorsichtig erproben wollen, ohne ihn den Wechselfällen einer Reise auszusetzen; er kann Bedenken gegen das Klima oder die sozialen Verhältnisse des Brunnenortes mit Bezug auf seinen Kranken hegen; er kann beabsichtigen, ihn folgerecht verschiedene Brunnen hintereinander trinken zu lassen; er kann ihn auch wegen einer Spezialkrankheit, welche eine örtliche Behandlung erfordert, nicht gern aus den Händen lassen wollen. In allen diesen Fällen wird der Patient nur die Wahl haben zwischen den künstlichen oder den versendeten Mineralwässern, und er wird, da diese nicht immer in frischer Füllung und mit gleicher Leichtigkeit zu haben sind, sich häufig an jene halten müssen. Ferner ist zu berücksichtigen, daß ein natürliches Mineralwasser von dem ersten Augenblick an, in dem es an die Luft tritt, ein abgeändertes wird, indem jedes Atom Luftsauerstoff, mit welchem es in Berührung kommt, wesentlich zersetzend auf dasselbe einwirkt, besonders hinsichtlich des Gehaltes an Eisen, Kohlensäure und Kalk, dieser für Heilungszwecke vorzüglich wichtigen Stoffe, während die künstlichen Mineralwässer bei sorgfältiger Bereitung unzersetzt und auf Jahre lang haltbar sind.

In den großen, wissenschaftlich betriebenen Mineralwasser-Anstalten werden jetzt alle natürlichen sogenannten Mineralwässer auch künstlich hergestellt, daneben noch eine ganze Reihe neu erfundener, wie kohlensaures Bitterwasser, kohlensaures Jod-Sodawasser, kohlensaures Magnesiawasser, pyrophosphorsaures Eisenwasser, Ahrweiler Apollinarisbrunnen, Harzer-Sauerbrunnen 2c. Manche unter ihnen sind zu Tafelgetränken geworden, vor allen das Selterswasser, ohne Zweifel der berühmteste von allen Säuerlingen, der wohl schon im Mittelalter bekannt war, von dessen Quellen und zwar als einem bereits eingefaßten Sauerbrunnen aber erst 1581 Tabernacmontanus die erste Nachricht giebt. Obgleich er nicht zu den kräftigeren Brunnen gehört, da er in seiner chemischen Zusammensetzung keine Arzneistoffe enthält, welche sowohl in qualitativer als auch in quantitativer Beziehung große Ansprüche gestatten, so fehlt es ihm doch nicht an segensreichen Einflüssen, namentlich aber hat das Selterwasser durch seinen bekannten höchst lieblichen, säuerlichen, wenig salzigen, den Gaumen angenehm kitzelnden Geschmack, durch seine erfrischende Kühle und durch seine nicht stürmischen, sondern fast unscheinbar erfolgenden Wirkungen auf den menschlichen Körper mit Recht einen Ruf wie das Wasser kaum einer andern Mineralquelle erlangt. Seine Konsumtion ist eine ungeheure geworden, denn die Menge des versendeten natürlichen steht in gar keinem Verhältniß zu der des verbrauchten künstlich hergestellten Selterswasser. Ueberall wird es getrunken und alljährlich werden Millionen und aber Millionen Flaschen dieses angenehmen Getränks, dessen hauptsächliche Bestandtheile Chlornatrium und kohlensaures Natron sind, geleert. In größeren Städten wird es während des Sommers sogar auf den Straßen in den sogenannten Trinkhallen verkauft, das Glas „ohne" für fünf, „mit" — mit Himbeersaft nämlich — für zehn Pfennige, von zarter Hand gereicht. So löscht die „kohlensaure Jungfrau", wie der Berliner die Selterswasserverkäuferin oder „Odaliske" in den Trinkhallen nennt, den Durst des unter der Sommerhitze Leidenden, durch ihren schmachtenden Blick vielleicht einen anderen Brand in der Brust des trinkenden Jünglings bewirkend. Dort drüben auf der Promenade aber spazieren Herren und Damen, ihren künstlich nachgebildeten Karlsbader, Kissinger oder Emser Brunnen trinkend, befreit von den Kosten einer Badereise und in ihrer erwerbenden Thätigkeit unbehindert. Fürwahr, die künstlichen Mineralwässer sind ein nicht genug zu schätzender Erfolg der neueren Chemie.

Das Buch berühmter Duelle.

Wenige soziale Uebel dürfte es geben, die so alt und als solche so lange schon gekannt sind, wie das Duell. Die ausgezeichnetsten staatsmännischen Aerzte haben alle ihre Mittel erschöpft, um das Gebreste der Gesellschaft zu heilen, aber von einem Erfolge konnte bisher nicht die Rede sein. Weder haben die drakonischen Duellgesetze des Kardinals Richelieu, noch die modernen Paragraphen des Strafgesetzbuchs den Zweikampf aus der Welt schaffen können. Ist auch heutzutage das Duell nicht so allgemein wie im Mittelalter, als es in Gestalt des Gottesgerichts eine berechtigte Eigenthümlichkeit des Prozeßverfahrens und die ultima ratio jedes Streites war, so vergeht doch kaum eine Woche, wo nicht Ehrenhändel ausgetragen würden, die mehr oder weniger blutig verlaufen und mehr oder weniger Unglück im Gefolge haben. Das neunzehnte Jahrhundert, welches schon so viele Vorurtheile siegreich beseitigt, hat sich dem Duell gegenüber machtlos erwiesen. Ja, wir machen oft die merkwürdige Beobachtung, daß selbst diejenigen, welche in Wort und Schrift mit größter Schneidigkeit gegen den barbarischen Akt der Selbsthilfe auftreten, in kritischen Fällen, d. h. wenn ihre eigene Ehre in Frage kommt, zur Pistole, zum Degen oder zum Rappier greifen. Ebenso gewahren wir, daß in diesem Punkte alle Parteiunterschiede aufhören; Liberale wie Konservative hängen zuweilen ihre Grundsätze an den Nagel, wenn es gilt, die beleidigte Ehre zu rächen und den Makel einer Beschimpfung zu tilgen. Ludwig Börne, sonst ein Radikaler vom reinsten Wasser, den gewiß Niemand als „Junker" hinstellen wird, hat sich dennoch in gewissen Fällen — für den Zweikampf erklärt. „Die Verletzung der Ehre", sagt er einmal, ist ein wirkliches, keineswegs nur in Vorurtheilen gegründetes Uebel und wenn es nur durch den Zweikampf geheilt werden kann, so wäre es grausam, das Heilmittel zu untersagen, so lange man nicht versteht, die Krankheit zu verhüten."

Diesen Kampf der Ehre mit dem Gesetz, schildert ein höchst interessantes und fesselndes Werk des bekannten Kulturhistorikers Dr. Adolf Kohut, betitelt: „Das Buch berühmter Duelle."*) Wir lernen hier die Widersprüche kennen, welche zwischen dem Duell und dem modernen Rechtsbewußtsein herrschen, und sehen, wie trotz unserer Civilisation und Aufklärung hier und da dennoch das jus gladii obwaltet. Nicht blos in studentischen und militärischen, sondern zuweilen auch in bürgerlichen Kreisen ist das Duell noch immer — die letzte Instanz. In dem Werke des Verfassers schlagen sich Generale, Offiziere, Studenten, Schriftsteller, Parlamentarier, Minister, Dichter, Kaufleute, Juristen; Leute, welche stets bewaffnet sind, wie auch solche, die nie eine Pistole oder einen Degen in der Hand gehabt haben, — die persönliche Ehre ist eben das Gemeingut eines jeden Einzelnen und sie ist bei Manchem so scharf ausgeprägt, daß er nur durch das moderne Gottesgericht des Zweikampfes sie wieder herzustellen vermeint. Nicht nur Männer duelliren sich, sondern auch die zarten Feenhände der Damen verschmähen zuweilen dieses blutige Handwerk nicht, wenn Eifersucht dabei im Spiele ist. So erzählt z. B. Adolf Kohut von einem Duell zu Zeiten Richelieu's das folgende erbauliche Histörchen:

Der ungeschickte Sekretär des als Don Juan bekannten Herzogs von Richelieu hatte zwei Geliebte desselben auf die nämliche Stunde bestellt und die Folge davon war ein Zweikampf zwischen beiden Damen. Es wurden Pistolen gewählt. Die Marquise de Nesle, als die Herausforderin, hatte den ersten Schuß, doch traf sie statt ihrer Nebenbuhlerin, der Comtesse v. Polignac, nur einen Baumstamm. „Ihre Hand zittert, meine Theure!" rief diese höhnisch, zielte, und das rosige Ohrläppchen der Marquise lag in seinem Blute am Boden. Zum Glück, meint der Verfasser, siegt noch immer die holde Weiblichkeit und duellirende Furien gehören zu den Ausnahmen.

Von den berühmtesten Fällen seien hier nur diejenigen Duelle unseres Jahrhunderts erwähnt, die einen tragischen Abschluß fanden. Beginnen wir mit Deutschland, so ist der Stadtgerichtsrath Karl Twesten, den Edwin Freiherr v. Manteuffel, der spätere Statthalter von Elsaß-Lothringen, gefordert hatte, weil jener diesen in einer April 1861 erschienenen Broschüre: „Was uns noch retten kann", beleidigte, noch mit einen blauen Auge, d. h. einem zerschmetterten Arme davongekommen.

Schlimmer erging es dem ehemaligen Polizeipräsidenten Berlins, Karl Ludwig Friedr. v. Hinckeldey. Der seit 1848 fungirende schneidige Polizeichef Berlins kam wegen einer im Jockeyklub auf seine Veranlassung vorgenommenen Haussuchung mit dem Mitglied des Herrenhauses und Lieutenant Hans v. Rochow-Plessen — dem jetzigen Vizepräsidenten des preußischen Herrenhauses — in Konflikt und die Folge davon war ein Duell zwischen beiden. Dasselbe fand am 10. März 1856 in der Jungfernhaide in Charlottenburg statt — und der Polizeipräsident wurde auf der Stelle erschossen. Die Leichenfeier des Polizeipräsidenten gestaltete sich am 13. März zu einer imposanten. Der König Friedrich Wilhelm IV., der den Erschossenen sehr hoch schätzte, fuhr nach dem Kirchhof, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. In den ersten Tagen nach dem Ableben Hinckeldey's forderte der König alsbald das Staatsministerium auf, Vorschläge darüber zu machen, was zur Erhaltung der Mutter und Kinder des im Duell Gefallenen geschehen müßte.

Das Duell zwischen Ferdinand Lassalle und dem Bojaren Janko v. Rackowitz, wobei es sich um Helene v. Dönniges handelte, ist bekannt. Der sozialdemokratische Agitator war nicht so glücklich, sofort zu sterben, sondern rang noch unter entsetzlichen Qualen vier Tage mit dem Tode. Sechs Monate darauf heirathete Helene den Bojaren, „den Mann mit dem dunklen Teint und den schwarzen Haaren", aber schon nach kurzer Zeit hatte Janko von Rackowitz — ausgelitten; sein Herz war allerdings schwer verwundet.

Das berühmteste Duell unseres Jahrhunderts wäre wohl dasjenige zwischen unserem großen Reichskanzler und Rudolf Virchow geworden, wenn es dazu gekommen wäre. In Folge einer Aeußerung des Letzteren betreffs des Ministerpräsidenten am 2. Juni 1865 im preußischen Abgeordnetenhause forderte Herr von Bismarck den Abgeordneten Virchow, doch wurde die Sache beigelegt.

Oesterreich-Ungarn und Frankreich waren von jeher die klassischen Länder des Zweikampfes und daher sind dort Duelle — zuweilen mit tödtlichem Ausgang — an der Tagesordnung. Es existirt noch keine Statistik der Zweikämpfe, wie lehrreich dieselbe auch wäre und welch trauriges Resultat eine solche Liste auch zu Tage fördern würde. Besonders interessant ist das im Oktober 1883 zu Temesvar wischen dem Gafen Stephan Batthanyi und Dr. Julius Rosenberg vor sich gegangene Duell, auch hier handelte es sich um ein Weib und galt das Wort: Cherchez la femme! Eine merkwürdige Aehnlichkeit hat die Heldin dieser cause celèbre, Ilona Schoßberger de Tornyna, mit Helene v. Rackowitz.

Das Duell zwischen Emil de Girardin und Armand

*) „Das Buch berühmter Duelle". Von Dr. Adolf Kohut. Berlin 1888, Verlag von Alfred A. Fried. Preis 4 Mk.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-629230-18880617051/fragment/page=0001

Carrel, dem ausgezeichneten Publizisten, im Jahre 1836 hat mit dem Tode des Letzteren geendigt — sonst pflegen die französischen Journalisten- und Parlamentsduelle sehr unblutig zu verlaufen, da es den Kämpfenden zumeist nur darauf ankommt, recht viel Staub aufzuwirbeln und von sich reden zu machen. Bezeichnend hierfür ist das Duell zwischen dem Exgeneral „Bum-Bum“ Boulanger und dem Senator Lareinty und dasjenige zwischen Gambetta und Fourton.

Daß der größte russische Lyriker dieses Jahrhunderts, Alexander Puschkin, wegen einer lächerlichen Ehrensache im Duell gefallen, werden nur Wenige wissen.

Sehr reich ist das höchst interessante Werk Dr. Adolf Kohut's an anekdotischem Material. Hier mag nur Folgendes als Probe mitgetheilt werden: Einer der schlimmsten Raufbolde — in der Aera des ersten Napoleon — war der Oberst Düfay, der mit einem 19jährigen Offiziere sich auf Dolche in einem geschlossenen Fiaker duellirte und diesen dabei erstach. Der Marquis Ligrand in Bordeaux war ein berüchtigter Duellant, der mit aller Welt anband. Er vertrat einmal einem ihm unbekannten jungen Ehepaar den Weg mit den Worten: „Ich habe gewettet, Ihrer Frau einen Kuß und Ihnen eine Ohrfeige zu geben“, gesagt, gethan. — Am nächsten Morgen Tod des unglücklichen Ehemannes. Einem jungen Offizier hielt er auf der Promenade den Stock vor und rief: „Hopp, springen Sie oder ich schlage!“ Ein flacher Säbelhieb war die Antwort und am nächsten Tag war der Offizier eine Leiche.

Der berühmte Staatsmann Fox schlug sich mit William Adam, dem Präsidenten des obersten Gerichtshofes in Schottland, doch schoß er nicht, weil er nachdrücklich betheuerte, mit seinem Gegner gar keinen Streit gehabt zu haben. Als er dann an die Reihe kam, selbst als Scheibe zu dienen, rief ihm sein Sekundant Fitzgerald zu: „Fox, Sie müssen eine Seitenstellung annehmen!“ — „Wozu“, sagte der tapfere Redner, „ich bin von der Seite eben so dick, wie von vorn.“ Die Folge war, daß er verwundet wurde.

Als sich die Kugel von Salomon Strauß an dem Portemonnaie Heinrich Heine's breit schlug, meinte dieser: „Das nennt man gut angelegtes Geld!“

Einst duellirten sich Thiers und der Abgeordnete Bixio. Der Letztere beleidigte in der Sitzung vom 9. Oktober 1848 den Ersteren. Nach der Sitzung schickten sich beide ihre Sekundanten. Es gab ein Pistolenduell, bei dem jedoch Niemand verletzt wurde. Dagegen gab das Rencontre Anlaß zu einem guten Witz. Es erschien eine Karikatur, auf der zu sehen war, wie der kleine Thiers dem kolossalen Bixio zwischen den Beinen durchschießt, während Bixio über den Kleinen hoch hinauszielt. Unten war folgendes Zwiegespräch zu lesen: Bixio: „Sie haben sich doch nicht wehgethan?“ Thiers: „Nein, und Sie, mein Theurer?“ — In ganz Paris aber kursirte das heitere Bonmot, Bixio habe Thiers deshalb nicht getroffen, weil er auf Mannshöhe gezielt habe.

Die Abschaffung der Folter in Frankreich.

Eine historische Erinnerung.

Der Präsident de Page befand sich eines Abends in dem Salon der Frau von Haqueville, in welchem sich eine auserlesene Gesellschaft versammelt hatte. Er wurde gebeten, eine interessante Begebenheit aus seinem reichbewegten Leben zu erzählen. Nach einigem Sträuben willigte er ein und nachdem er schmerzlich bewegt über seine Augen gefahren, erzählte er folgendes:

Im Jahre 1788, als ich, erst 20 Jahre alt, Parlaments-Präsident war, spornten mich mein jugendlicher Eifer und meine Grundsätze an, die Strenge der Gesetze zu mildern, welche ein grauenvolles Gemisch von Barbarei und Widersprüchen boten und die meisten Vergehen mit dem Tode bestraften. Die Folter übte noch ihr unmenschliches Recht, und um nur ein halbes Geständniß zu erpressen, brach man den unglücklichen Schlachtopfern die Finger entzwei, riß ihnen Arme und Beine aus oder vollbrachte noch Entsetzlicheres. Noch möchte ich beifügen, daß fünf Jahre, bevor ich Präsident wurde, meine Amme starb und ihre Tochter Franziska, meine Milchschwester, im strengsten Winter von Monteau nach Paris kam, um sich unter meinen Schutz zu stellen. Ich nahm sie als Schwester bei mir auf, sorgte für ihre Erziehung und trug für ihre Zukunft Sorge. Nach dieser Einschaltung kehre ich zu den Ereignissen zurück. Um mich wegen meiner Duldung und Menschlichkeit zu strafen, hatten meine Feinde im Parlament verabredet, einen der Falschmünzerei Angeklagten, der bisher hartnäckig geleugnet hatte und der meiner Ansicht nach auch thatsächlich unschuldig war, auf die Folter zu bringen. Der Gedanke, daß die Tortur, welche Dank meinen Bemühungen einige Zeit geruht hatte, wieder in Gang kommen sollte, brachte mich außer mir. Ich ließ dem König eine von mir mit Gluth und Innigkeit abgefaßte Denkschrift überreichen, da aber Niemand meine Bitten und Vorstellungen unterstützte, blieben diese wirkungslos und der Arme wurde auf die Folter geschleppt. Hier gestand er und wurde verurtheilt. Noch heute glaube ich, daß er unschuldig war.

Bald nach diesem Vorfall wurde mir meine Tabaksdose entwendet. Diese war ungefähr 20 000 Livres werth und mir als Andenken an meinen Vater unschätzbar. Ich zeigte den Diebstahl dem General-Anwalt an, er veranlaßte eine Haussuchung und man fand die Dose im Bett meiner Milchschwester Franziska.

Der Präsident seufzte tief auf und man sah ihm an, wie sehr die Erinnerung ihn erschütterte. Nach einer kurzen Pause fuhr er fort:

Man führte Franziska vor die Richter. Ich bat, daß man in diesem Prozesse einem Anderen das Präsidium übergebe, doch erfüllte mon zur Freude meiner Feinde meine Bitte nicht. Das Volk drohte, mich zu steinigen, wenn ich die Folter nicht anwenden würde, da Franziska leugnete, den Diebstahl begangen zu haben. Weinend rief sie mir ihre Mutter ins Gedächtniß und erzählte mir schluchzend, wie vertrauensvoll sie sich zu mir geflüchtet habe. Ich mußte dennoch befehlen, sie auf die Folter zu schleppen. Die Folterknechte begannen ihr schreckliches Geschäft. Meine arme Franziska schrie nicht, aber mit welch' wehmuthsvollem Blick sah sie mich an! Man preßte ihre Knie zusammen, das bleiche junge Mädchen gestand aber nichts und leugnete fortwährend unter entsetzlichem Stöhnen. Jetzt legten ihr die Henkersknechte glühende Kohlen auf die Brusthöhle, aber auch da gestand sie nichts, denn sie war unschuldig, ich selbst wußte es nur zu genau.

Vom Schmerz überwältigt, schloß der Präsident die Augen. Nachdem er sich gesammelt, sprach er weiter:

Jetzt brachen ihr die Folterknechte die rechte Hand ab, Finger nach Finger, und mein Blick verschwand in einem Meer von Blut. Da endlich von der gräßlichen Pein überwältigt, bekannte sie die Diebin zu sein, aber selbst während dieses Geständnisses mahnte sie mich daran, daß sie meine Milchschwester sei und mitten im Winter im tiefsten Schnee sich vertrauensvoll zu mir geflüchtet habe.

Als der Präsident bis hierher erzählt hatte, da erhob sich einem Geisterbilde gleich eine weibliche Gestalt von ihrem Sitze und ging auf den Präsidenten zu. Es war Frau Franziska von Casabianca, die Milchschwester des Präsidenten. Sie zog ihren Handschuh aus und legte die matt herabhängende, vom Arm abgebrochene Hand, wie verjüngend auf das Haupt des Greises. Dieser war tief erschüttert, die Anwesenden nicht minder. Der Präsident ergriff die Hand seiner Schwester und preßte sie an seine Lippen, während Thränen aus Beider Augen flossen.

Nach einer Pause fuhr der Präsident fort: Am Abend desselben Tages erschien ich in meinem Richtkleid vor dem König. Es war großer Ball bei Hofe. Meine Schrift, in welcher Franziska zum Tode verurtheilt wurde, in der Hand, beugte ich meine Kniee vor dem König und sprach:

„Sire, die Folterknechte haben heute Vormittag meine des Diebstahls angeklagte Milchschwester gemartert und ihr die Finger von der Hand Glied um Glied abgebrochen. Ich selbst war ihr Ankläger und sie hat sich schuldig erklärt, Sire!“

Der König blickte mich gespannt an und forderte mich auf, weiter zu sprechen.

„Ja, Sire“, fuhr ich fort, „sie hat sich schuldig bekannt, aber sie ist unschuldig! Ich habe sie fälschlich angeklagt und die Sache mit Vorsatz so gelenkt, daß der Schein gegen sie war.“

Erstaunt trat der König einen Schritt zurück.

„Und weshalb thaten Sie das, Herr Präsident?“

„Weil ich meinem Vaterlande klar beweisen wollte, daß man auch von dem Unschuldigsten jedes nur mögliche Geständniß erpressen kann, wenn man die Folter anwendet. Um diesen Beweis zu liefern, Sire, opferte ich das Wesen, das mir auf Erden das Liebste ist.“

Der Ball war durch diesen Auftritt unterbrochen worden und die Musik schwieg.

Ludwig XVI. fragte: „Meine Herren, warum ist der Ball unterbrochen worden? Die Musik soll weiter spielen!“

Dann ließ er den Kanzler rufen und sprach:

„Mein Herr, von diesem Augenblicke an ist die Folter in Frankreich abgeschafft. Machen Sie dies sofort in meinem Königreich bekannt!“

Die Roßtrappe und ihre Umgebung.

Eine der großartigsten Naturschöpfungen in Deutschland ist die Roßtrappe im Bodethale bei Thale. Gestehen doch selbst Touristen aus der Schweiz, daß trotz der riesigen Berge ihr Land doch kein ähnliches Naturwerk aufzuweisen hat. Allein vor Erfindung und Gebrauch der Eisenbahnen war es nur einem Bruchtheil des deutschen Volkes gestattet, diesen „Tempel der Natur“ zu schauen; jetzt aber ist bei den billigen sonntäglichen Extrafahrten der Eisenbahnen der Genuß dieser Naturwunder ein Gemeingut der Bewohner entfernter Städte geworden. Wenn auch schon früher das romantische Bodethal den Besuchern theilweise aufgeschlossen war, wie die Inschrift der eisernen Tafel in der Nähe der alten Conditorei „Dank dem Edeln von Bülow, der den Weg uns öffnete in diesen Tempel der Natur“ sagt so war es doch nur ein Weg, der unter den größten Strapazen zurückzulegen war. Namentlich zeigte sich das bei der sogenannten „Schurre“, auf der man sich nur unter der Gefahr, von herabstürzenden Steinen verwundet zu werden, bergaufwärts klimmen konnte und dennoch mußte ein Theil des Abhanges auf einer Leiter erklettert werden. Seit der Eröffnung der Halberstadt-Thaler Eisenbahn im Juli 1862 sind alle diese Schwierigkeiten verschwunden, indem die damalige Aktiengesellschaft mit großem Kostenaufwande einen bequemen Weg durch das ganze Bodethal bis Treseburg und hinauf zur Roßtrappe geschaffen hat, der solche Vorzüge hat, daß auf ihm die schwächsten Personen ohne Anstrengung alle Naturschönheiten genießen können. Früher konnte man nur bis zum Bodekessel über die Teufelsbrücke gelangen. Jenseits des Kessels war der Weg verschlossen und nur in sehr strengen Wintern war der Weg weiter auf dem Eise zu passiren, während jetzt an den steilsten Felsen durch Absprengungen Bahn gewonnen ist. Schon am Ende der Bahn wird der Reisende neben dem Bahnhofe durch das Riesenhotel „Zehnpfund“ mit seinen dreihundert Fremdenzimmern überrascht, welches ihr Pentagramm „10 Pfd.“ auf allen ihren Gefäßen zur Schau bringt. An dieses Massenhotel schließt sich ein eben so großartiger Park an, der sich bis in die Nähe des Hubertusbades welches auf einer sieben Morgen großen Bodeinsel liegt, und bis zu einer ebenfalls riesig großen Lagerbierbraueret erstreckt. Bei dem neuen „Waldkater“ zweigt sich jetzt ein neuer Pfad, von dem Verschönerungsverein auf dem linken Bodeufer angelegt, ab, der auch in langen Serpentinen direkt zum Hotel „Roßtrappe“ hinauf führt. Auch der vorhin genannte Thalenser Verein statt der hinter dem alten „Waldkater“ befindlichen sogenannten aus 1100 Stufen bestehenden schwer zu besteigenden Hexentreppe, die zum Hexentanzplatze hinaufführt, der noch 100 Fuß höher als die Roßtrappe liegt und einen schönen Blick über das ganze Harz Plateau gewährt, zwei neue bequeme Aufstiege geschaffen, welche in landschaftlicher Schönheit ihres Gleichen suchen. Der eine dieser Wege führt im Steinbachsthale bis zum Tanzplatzhotel, der andere im „Hirschgrunde“ in der Nähe der „Königsruh“ ebenso bequem bis zur Höhe. Vom Hexentanzplatze führt ein schattiger Pfad, bis zur „Laviershöhe“ und zum „Reichendenkmal,“ welches inmitten eines Kranzes sehr schöner Buchen aus einem in Eisen gegossenen Hirsche besteht. Weiter geht der Weg über das Dammbachshaus, welches als Jagdschloß dem verstorbenen Prinzen August von Württemberg gehörte, nach dem „weißen Hirsche“, einem schönen Aussichtspunkte und von da hinab nach Treseburg, einem braunschweigischen früheren Hüttenorte, von welchem aus jetzt ein sehr schöner Fußweg über Altenbraak und Wendefurth auf dem rechten Bodeufer bis nach Neuwerk und dem bekannten Rübeland führt. In Treseburg befinden sich in reizender Lage mehrere schöne Gasthöfe. Steigt man von den Ruinen der alten Treseburg weiter hinauf, so gelangt man über die „Krügershöhe“ auf prachtvollen Anlagen bis zum „Wilhelmsblick,“ einem Tunnel, der von der an der Bode durch riesige Felssprengungen angelegten Chaussee, welche durch ihren Bau an die Schweizer Gotthardtstraße erinnert, an das andere Ufer der Bode führt, welche sich daselbst um eine mit Wald und Wiesen bestandene Halbinsel schlängelt, was ein liebliches Bild hoher landschaftlicher Schönheit gewährt. Wendet man sich vom Wilhelmsblick auf die erwähnte Kunststraße zurück und gelangt auf die Höhe, so wird das Auge bald darauf von einer anderen entzückenden Aussicht in das Felsenlabyrinth der Bode, der sogenannten Herzogshöhe“, einer schönen Anlage mit Ruhebänken, erfreut. Von da gelangt der Wanderer auf einem reinlich gehaltenen Kieswege neben der Fahrstraße in kurzer Zeit zu dem Endpunkte der Tagestour, dem elegant eingerichteten Hotel zur „Roßtrappe“ mit schön gelegenen Fremdenzimmern, von welchen der Genuß eines schönen Sonnenaufganges bei den in mäßiger Höhe gelegenen Gebäuden und daher herrschenden reinern Luft um viel mehr gepriesen wird, als selbst vom Brockenhause, von wo die Aussicht bei der hohen Lage und den dortigen Nebeln selten so schön ist als hier. Steigt man hinter dem Gasthause einige Stufen hinab, so führt eine hohe hölzerne Treppe mit gutem Geländer auf die balkonartige „Bülowshöhe“, welche eine herrliche Aussicht auf die nähern Umgebungen, namentlich eine Menge Villen und das großartige Blechhüttenwerk gewährt. Von dem Hotel, welches eine schöne Sammlung von Hirschgeweihen und eine Menge Geräthe und Waffen aus der Stein- und Eisenperiode enthält, welche in der Nähe der Ruinen der dortigen Winzenburg gefunden sind, gelangt man auf schattigem Wege nach der eigentlichen Roßtrappe, die noch über 500 Fuß über dem Spiegel der Bode liegt und mit einem eisernen Schutzgeländer versehen ist. Von dieser Höhe sehen die Menschen, welche unten über die Jungfern- und Teufelsbrücke, wie auch die „Schurre“ hinaufgehen, wie Zwerglein aus, die man kaum erkennt. Mag die Treppe ein Naturspiel sein, so ist doch nicht zu zweifeln, daß Menschenhände den Riesenhuf in den Felsen gehauen haben. Diese hervorragende Klippe läßt alles Erhabene mit einem Blicke schauen, was die Seele und das Gemüth wohl empfinden, aber nicht in Worten ausdrücken vermag. Das entzückende Felsenthal mit seiner schwindelnden Tiefe durchzieht die Bode in vielen Krümmungen. Starr wie der Tod blickt es den Bilger an und doch haftet durch dichtlaubige Bäume und grünes Gesträuch ein frisches Leben an diesen granitnen Wänden. Wer spräche bei diesem Anblick nicht gern mit Alexis dem Wanderer:

„Wie mächtig thürmte Gott die wilden Massen,
Nur Götterkraft vermag so viel.
Der Wandrer staunt, er muß das Irdische lassen,
Ein hell'ger Schauer muß den Geist erfassen,
Erblickt er der Natur erhabnes Spiel.“ —

Nicht unerwähnt möge hier bleiben, daß auf diesem Felsen ein alter Invalide stationirt ist, der auf Wunsch der Reisenden gegen eine kleine Vergütung eine Pistole abschießt, deren Knall ein siebenfaches Echo abgiebt und eine ähnliche Wirkung haben hervorgebrachte Hornersignale, die nun noch und noch in dem Felsenthale verhallen. Noch gewaltigere Wirkungen bringt hier ein Gewittersturm mit Blitz und Donner hervor.

Schließlich müssen wir noch nach einer alten Chronik einer Sage gedenken.

Der wilde Böhmenkönig hatte eine Fürstentochter aus einem Hünengeschlechte sich zur Braut erkoren, da diese ihn aber verabscheute, suchte sie ihm auf einem edlen Rosse zu entfliehen, während er auf gleich schnellem Pferde über Berg und Thal sie verfolgte. Mancher Wald war schon durchflogen, mancher Abgrund überspungen, aber immer noch hörte die gejagtigte Prinzessin den Schrecklichen auf ihren Spuren. Endlich gelangte sie auf den Platz, wo in der Walpurgisnacht die Hexen hier ihren Reigen ausführen, aber ein grauser Abgrund versperrte den Weg. Doch schnell entschlossen drückte sie ihren Riesenrenner die Sporen in die Weichen und mit gewaltigem Ansatz flog das edle Thier über den Abgrund und der Anschlag auf den gegenüber liegenden Felsen war so gewaltig, daß der Abdruck des Hufes dort eingegraben war. Beim Sprunge war der Prinzessin ihre goldene Krone vom Haupte in die Fluthen der Bode gesunken. Auch Bode säumte nicht, der Fürstentochter zu folgen, verfehlte aber sein Ziel und sank in den Strudel. Dort liegt er, von einem schwarzen Hunde gebannt, der auch die Krone bewacht, damit sie kein Taucher stehle. Der Wolfsstrom, an dieser Stelle von großer Tiefe, erhielt von dem Verfolger den Namen Bode.

Mannigfaltiges.

Säkular- und Semisäkularlage.

Juni 1888.

18. 18. Juni 1788. Geb. zu Leipzig K. S. Kunth, namhafter Botaniker, seit 1819 Professor in Berlin, hier † 22. März 1850.

21. 21. Juni 1788. † in Münster (Westphal.) J. G. Hamann philosoph. Schriftsteller, „der Magus aus dem Norden“, lebte in Königsberg in Pr., war hier geb. 27. Aug. 1730.

Charade von Berthold Arnau.

Gar nöthig sind die ersten Zwei
Und segensreich auf Erden;
Sie können, wenn sie schalten frei,
Auch sehr gefährlich werden.
Wer mit Geschick und großem Fleiß
Die Dritte hat vollendet,
Dem wird gewiß der Mühe Preis
Und ehrend Lob gespendet.
Zeigt sich einmal das Ganze dir
In seiner vollen Schöne,
So faßt dich die Bewundrung schier
Od dieser Farbentöne.

Lösungen aus Nr. 24.

1. Rätsel: Ausstellung.
2. Homonym: Ordensband.
3. Charade: Vergißmeinnicht.
4. Silbenaufgabe: Ceder, Ariadne, Pilang, Essen, Torricelli, Igel, Nero, Gregor, Elba, Nurik. (Capetinger — Karolinger.)

Correspondenz zu Nr. 24.

Geschw. K., C. H. alles richtig. Fam. Krüttgen, Meta Müller, C. Werner, H. Schumann, Ernst B., Anna St., W. Schöne 2 3 4 richtig. F. v. d. Ner, Anton Haring in W., Franziska Berger in K. 2 3 richtig. Leo Felsner, Helene Zürkler, Bernhard Sauer 2 4 richtig. Wilhelm Kramer in F. 5 richtig. Louis G. 4 richtig.

Verantwortlich Julius Munckelt. — Plötz'sche Buchdruckerei (R. Nietschmann) in Halle.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-629230-18880617051/fragment/page=0002